In freier Stunde

• Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt" •

Nr. 109 — Posen, den 14. Mai 1929 — 3. Jahrg

Der Mann seiner Frau.

Die Geschichte einer jungen Ehe.

Von Otto Krack.

(6. Fortsetzung). (Nachdruck verboten.)

Der Hofschauspieler Wehring, jung, schlank, groß, bartlos mit gescheiteltem rotblonden Haar, in Schnallenschuhen, schwarzseidenen Wadenstrümpfen, Escarpins und Frack, stand im Erker, stimmte seine Laute, sprang mit einem Satz auf den Flügel, warf noch einen Blick in die Menge — pscht, still! — und begann. Sang mit heller, schmetternder Stimme, halbvergessene unbekannte Weisen: ein altes deutsches Soldatenlied, ein französisches Marschlied, einen derben spaßigen Kehrreim in niederdeutschem Platt, und zum Schluß — als der Beifall gar nicht enden wollte — etwas Schwäbisches, so natürlich, frisch und herzig, daß alles wie außer Rand und Band war. Namentlich die Damen. Aber der Herr Hofschauspieler ließ sich nicht mehr erweichen: was genug war, war genug.

Was nun —? Man hatte Geschmack bekommen, saß einmal und wollte nicht gleich wieder aufstehen, wollte mehr hören. Die Stimmen schwirrten durcheinander. Man sprach, fragte, rief. Wer konnte spielen? Singen? Vortragen? Irgend etwas? Ernstes oder Heiteres — ganz gleich. Meldete sich niemand —? Nein —.

Bis sich irgendwo ein Flüstern erhob, ein eifriges Sprechen — erst leise, dann laut und lauter. Alles wandte den Kopf, reckte die Hälse, sah sich um. Werner und ein paar junge Leute, die auf die spanische Tänzerin einsprachen, sie schließlich unter den Arm faßten und mit sich zogen. Sie sträubte sich, wehrte sich, halb lachend, halb böse. Aber es half nichts: man ließ sie nicht los, hielt ihre Hand fest, zerrte sie nach dem Erker.

Da stand sie nun — ratlos — hilflos —.

Werner saß schon am Flügel und öffnete ihn. Was nun —? Sollte sie ausweichen, zurücktreten, sich haben und zieren wie ein Backfisch, sich lächerlich machen, wo aller Augen auf sie gerichtet waren —? Nein. sie blieb, wollte singen —.

Eine leichte Wendung des Kopfes, ein paar Worte mit ihrem Begleiter, der schon die Noten aufgeschlagen hatte — ein Ruck — die schlanke Gestalt straffte sich, wuchs in die Höhe. Ein paar Töne auf dem Klavier, und sie sang — zuerst leise, vielleicht etwas unsicher, befangen, dann anschwellend mit warmer, glockenheller Stimme ein schweres nordisches Liebeslied voll verhaltener Glut, voll jener Leidenschaft, die unter dem Eise brütet . . .

Steffen stand in der Tür gelehnt und lauschte, still, atemlos, ganz im Bann der jungen Sängerin wie alle anderen.

Und wie das Lied an sein Ohr drang, flogen die Gedanken mit ihm davon, stand er mitten in der Heimat — da oben an der Wasserkante — sah das Land und seine Menschen — ja, so waren sie — schweigsam, einsilbig, verschlossen, bis das Innere hervorbrach in Jähzorn, Wut oder Leidenschaft, wie ein Nordsturm, wie eine Urkraft, furchtbar und zerstörend . . .

Und das alles schlief in den Tönen, dunkel und verborgen, wachte auf und rang sich ans Licht, schrie auf vor Weh und Verzweiflung, bis es Erlösung, Befreiung fand im T

Achtlos glitten seine Augen über die Gesellschaft, waren offen und sahen doch nichts, blieben nirgend haften. Bis er ein Gefühl hatte, ein seltsames Gefühl, das ihn zwang, den Kopf zu wenden, als ob ein Blick auf ihm ruhte, der ihn anzog und festhielt.

Ein Blick — ja —! Da stand seitwärts vor ihm, ein paar Schritt entfernt, Erika. Oder war's ein Irrtum —? Hatte er sich getäuscht —? So wie sein Auge sie traf, sah sie weg — beiseite — und ihm war doch gewesen, als ob . . .

Als die Sängerin geendet, die Töne verhallen, erstarben, saß man zuerst ganz still, rührte sich nicht, bewegte keine Hand. Bis man allmählich zu sich kam, wie aus einem Traum erwachte, wieder Herr seiner selbst wurde.

Und in dem Beifall, der nun folgte, ein Wispern und Flüstern nud Fragen: Wer war das? Wie —? Wer wußte von ihr? Irgendwo fiel der Name: Sibylle Krohn — Krohn —? Ganz unbekannt. Also ein aufgehender Stern —? Ja, eine schöne, goldklare Stimme, von eigentümlichem Reiz, jenem sinnlichen Klang, der die Herzen zwang und mit sich riß, nur stärker, voller mußte sie werden, an Umfang gewinnen — nun, so jung wie sie war, das kam schon mit der Zeit —! Ja, ein begnadetes Geschöpf, eine geborene Künstlerin . . .

Der erste Erfolg! Sibylle, umringt, umdrängt, sichtlich erfreut von den Glückwünschen, ließ sich bewegen, blieb am Flügel und sang noch ein Lied, ein leichteres, gefälligeres, das den Ohren mehr schmeichelte . . .

Steffen blieb ruhig an seinem Platz. Und Erika auch. Aber nach dem Gesang, als man sich erhob, Sibylle umstand, hin- und herging, begegneten sie sich, fanden sie sich zusammen. Wie von selbst. Ganz unwillkürlich . . .

„Platz da! Vorsicht! Vorsicht!"

Nebenan Stühlerücken, lautes Rufen und Hallo. Tanzen. Man wollte tanzen. Und während man aus dem Zimmer drängte, damit Platz wurde, führte der Doktor Erika an seinen Tisch. Der kleine Marnitz saß schon da, neben der Frau des Hauses, die er „entführt" hatte, wie er sagte, damit sie sich ein bißchen erholte von ihrer Mühe und Arbeit. — Sie lachte. Ach, Mühe und Arbeit! Das bißchen — war ja gar nicht der Rede wert. Das tat man ja gern, das machte doch Vergnügen!

Und Marnitz saß dabei, verdrehte die Augen, faltete wie betend die Hände und seufzte: „Wenn ich eine solche Frau fände — eine solche Frau — ich wär' längst — —"

Dieser Spötter, dieser boshafte Kerl! Steffen und Erika sahen sich an, lächelten. Aber Fränze freute sich, fühlte sich geschmeichelt, nahm alles für bare Münze. Und fuhr unbeirrt fort, den kleinen Doktor in ihre häuslichen Künste einzuweihen.

Allmählich füllte sich der Tisch. Alle kamen wieder: zuerst Faust und Gretchen, Herr Hahnebusch und Berta Wolde, das stillverliebte Paar, das sich die ganze Zeit hindurch auch nicht einen Augenblick getrennt hatte, als ob sie Furcht hätten, daß sie sich verlieren könnten. Beide schienen auch ganz gut mit der Frau des Hauses zu stehen, wurden freundlich empfangen und ins Gespräch gezogen. Na ja — verwandte Seelen . . .

Und endlich die letzten: Werner und die spanische Tänzerin, die gefeierte Sängerin, die Königin des Abends.

Von den andern höflich, artig begrüßt, aber nicht übermäßig freundlich. Weder von Fränze noch von Faust und Gretchen. Wie eine Fremde, Außenstehende, die nicht dazugehörte. Eine Künstlerin, eine von den Brettern! Nein, das war nichts für sie, nicht ihre Art.

Hin und wieder erschien auch der Baumeister — „Manne", wie Fränze ihn kosend nannte —, fragte, erkundigte sich. War alles da? Fehlte nichts? Aber er nahm gar nicht Platz, blieb stehen, verschwand gleich wieder. Er als Wirt — mußte aufpassen — für seine Gäste sorgen.

Nebenan rührte es sich. Ein paar Laute auf dem Klavier — Geigenstimmen. Und dann ein Walzer. Der Tanz begann. Ringsumher stand man auf, die Lauben wurden leer, ein Paar nach dem andern verschwand, alles drängte zur Musik.

Fränze war auf ein neues Gebiet geraten: auf die Dienstbotenfrage. War es nicht schrecklich, entsetzlich? — Eine wahrhafte Plage! — Und wurde immer schlimmer — von Jahr zu Jahr! Wie sollte das werden! Ach, die armen Hausfrauen heutzutage! — Und Herr Hahnebusch hörte aufmerksam zu, nickte beistimmend mit dem dicken roten Kopf und nahm alle Augenblick, wie zur Bestätigung, einen tüchtigen Schluck. Und dann setzte er sich zurecht, ergriff das Wort und erklärte mit weiser Miene und umständlichen Redensarten die tieferliegenden Gründe und Ursachen dieser höchst bedauerlichen Erscheinung.

Der kleine Doktor hielt's nicht mehr aus. Unerträglich, dies lehrhafte Geschwätz und Gewäsch eines subalternen Dummkopfes — fiel ihm auf die Nerven. Mitten in der Rede stand er auf, plötzlich, rücksichtslos, daß Faust und Gretchen ihn fast ganz verdutzt ansahen, bot der Frau des Hauses den Arm und führte sie zum Tanz. Nur um loszukommen, um nicht länger diesem Esel zuzuhören.

Als sie gingen, wandte Steffen sich an seine Nachbarin. „Mein Fräulein, darf ich's wagen? — Oder tanzen Sie nicht?"

Sie besann sich keinen Augenblick, nickte ihm zu. „O ja, sehr gern. Was denken Sie denn? Kennen Sie ein junges Mädchen, das n i c h t tanzt?"

„Nein — allerdings —, aber ich muß von vornherein um Entschuldigung bitten —"

Sie stand schon, sah zu ihm auf. „Warum denn?"

„Das werden Sie gleich merken. Ich bin nämlich kein berühmter Tänzer, ich warne Sie —"

Sie lachte leise auf. „Ach, das sagen alle Herren — es wird schon gehen! Kommen Sie nur!"

Nein, er war kein Meister im Walzer, meinte er selbst. Hatte es nie richtig gelernt, sich nur gelegentlich gedreht, wenn er mußte, wenn's nicht anders ging. Oder wenn die Laune, die Lust über ihn kam — in kleinem Kreise —, in fröhlicher Gesellschaft. —

Aber er wollte sich Mühe geben, sein Bestes tun. Das versprach er. Und sie versuchten es miteinander, mischten sich in den Trubel und tanzten — tanzten den ganzen Tanz durch — ohne aufzuhören, ohne auszuruhen.

Er bot ihr den Arm, führte sie ans Fenster, rückte einen Stuhl heran. Sie setzte sich, war warm, außer Atem. Er nahm ihren Fächer, klappte ihn auf, wehte ihr Luft zu.

Sie schloß die Augen, beugte den Kopf vor, hielt ihm die Stirn entgegen. „Ach danke — wie kühl —, das tut wohl."

Er stand vor ihr, die blaue Schirmmütze in der Linken, trocknete sich das heiße Gesicht. „Aber sonst haben Sie doch genug von mir — von meiner Tanzkunst, mein' ich —, wie?"

Sie sah zu ihm auf. „Nicht doch — was wollen Sie — es ging doch sehr schön —, Sie tanzen doch ganz gut" . . .

„Ja, wie eine bleierne Ente" . . .

Sie lachte hell auf. „Aber nein — aber nein" . . .

„Fräulein Biedermeier, Sie schmeicheln!" Er hob die Hand, drohte mit dem Finger.

„Wirklich nicht!" Und wie zur Bekräftigung trat sie mit dem Fuß auf.

Wieder Musik. Ein neuer Tanz.

Er verbeugte sich, setzte die Mütze auf. „Wirklich nicht? — Also denn — darf ich bitten? — Aber was spielen sie da? — Was ist das?" —

Sie stand schon auf den Füßen. „Zweischritt!"

„Zweischritt?" Er machte ein erstauntes Gesicht. „Das erste, was ich höre — wohl etwas Neues?"

„Das Allerneuste."

„Schade — kann ich nicht —, da muß ich passen!"

„Wie? — Das kennen Sie nicht? — Aber das tanzt man doch überall!"

„Was sagt der Mensch! — Ja, ein halber Einsiedler wie ich — der so wenig herauskommt."

„Aber warum denn?"

„Na, wenn man seinen Beruf hat — viel Arbeit — und ein norddeutscher Bär, wie ich, der sich schwer anschließt —, ein großer Fehler, was?"

Sie schüttelte den Kopf, sehr bestimmt. „O nein — o nein — im Gegenteil — gerade ein — ein Vorzug — mein' ich!"

Er verneigte sich. „Danke schön! — sehr liebenswürdig!"

Sie errötete, lenkte schnell ab. „Aber was tut das — versuchen wir's doch!"

„Wie Sie befehlen — aber ich sage Ihnen —, die Geschichte geht schief."

Und sie ging auch schief. Der beengte Raum, und die vielen Paare, die sich drehten — sie stießen. Er konnte nicht in Tritt kommen — mit dem besten Willen nicht. Mußte ablassen, beiseite treten.

„Sehen Sie — da haben wir's —, halb gewagt ist halb verloren — bleibt nur eine Rettung: die Flucht — kommen Sie!" —

Er zog sie aus dem Gewühl mit sich fort — in den Nebenraum. Und willig folgte sie ihm.

Ihr Tisch war leer. Alles beim Tanzen.

„So," meinte er, „jetzt können wir einen Augenblick verschnaufen — ach, hier ist gut sein."

Und winkte dem Mädchen, das schon mit einem Brett gefüllter Gläser herantrat.

„Auf Ihr Wohl!"

Sie nahm ihr Glas, nickte ihm zu. Und sie stießen an, sahen sich in die Augen . . . .

Aber sie saßen nicht lange, da bog sich ein Kopf in die Laube: Marnitz.

Er trat heran, wollte sich verabschieden, das heißt sich englisch empfehlen, damit es niemand merkte, sein Aufbruch nicht störte.

„Sie wollen schon fort?" fragte sie leise, wie bedauernd.

„Ja, mein kleines gnädiges Fräulein. Ich muß — leider — viel zu tun morgen — Bannig viel zu tun."

Der Schwindler, dachte Steffen. Als ob ihn die Arbeit jemals in seinem Vergnügen gestört hätte! Er langweilte sich — ganz einfach — fand nicht den richtigen Anschluß — darum ging er — jawohl!

„Und du — kommst du mit? Was"

Steffen antwortete nicht gleich, schwieg eine Weile. Ob sie wohl etwas sagte, ihn nötigte, zu bleiben? Nein, nur ein Blick, ein flüchtiger Blick — halb fragend, halb bittend — und das sagte mehr als alle Worte.

Nein. Warum sollte er fort? Er wollte noch ein Stündchen oder zwei . . .

„Recht so, mein Großer, recht so! Und noch viel Vergnügen, verstanden?" Und damit „drückte" er sich.

Sie aber blieben zusammen, tanzten oder sahen dem Tanz zu, ließen sich auch hin und wieder an ihrem Tisch sehen, saßen aber nicht lange, sondern standen bald wieder auf. Wie auf Verabredung. Erika schien es wie ihm zu gehen, schien an Herrn Hahnebusch auch keinen besonderen Gefallen zu finden. Eher schon an der spanischen Tänzerin, die sie neugierig betrachtete wie ein Wesen aus einer andern Welt.

Allmählich brach man auf, verabschiedete sich. Es war spät oder vielmehr früh, und morgen war auch noch ein Tag. Vergebens alles Bitten des Baumeisters und seiner Fränze. Die meisten gingen. Nur ein kleiner Kreis blieb noch, sammelte sich in einer größeren Laube.

Aber nicht lange. Bisher hatte man nichts gespürt. Aber nun, wo man saß, kam die Müdigkeit, die Abspannung. Also auf — nach Hause.

Aber halt! Der Baumeister hatte einen Einfall. Wie wär's, wenn man sich morgen — oder vielmehr heute — gleich nach Mittag irgendwo draußen träfe — in Wannsee oder besser in Schlachtensee, eine Stunde rodelte, Schlittschuh lief, sich den frischen Schneewind um die Ohren wehen ließ? Ein prächtiger Gedanke. Allgemeine Zustimmung. Alles versprach, sich einzufinden. Auf Wiedersehen! Auf Wiedersehn!

Steffen hielt Erikas Hand.

„Werden Sie kommen?"

„Ja."

„Also gute Nacht, und auf morgen."

Sie nickte nur.

(Fortsetzung folgt.)

Der Herr Grossist und sein Schrank.

Humoreske von H. Syholm.

Petersen war „Antiquitätenhändler“ und wohnte auf Vesterbro. Sein Laden war eigentlich nur ein Sammelsurium von allerhand Plunder und Gerümpel, worunter indessen einzelne Gegenstände einen gewissen Wert besaßen. Eines Tages stand zum Beispiel ein alter Schrank in seinem Laden, den er von einem komischen alten Kauz draußen auf dem Lande gekauft hatte, und auf den er sehr, sehr stolz war.

Nun trachtete er danach, irgendeinen „Feinschmecker“ zu finden, der ihm diesen Schatz abkaufen sollte. Er kannte auch schon jemanden. Es war der Grossist, Herr Holm, ein junger, etwas eitler Herr, der Sammler war und Wert darauf legte, daß man ihn dafür hielt.

Diesen Herrn suchte Herr Petersen eines schönen Tages auf. Er ließ sich als Antiquitätenhändler melden, und ihm wurde auch gnädigst Audienz gewährt. — Er habe gehört, daß der Herr Grossist ein Kenner seltener Möbel sei und möchte ihm deshalb gern etwas zeigen, das sicher den Herrn Grossisten lebhaft interessieren würde. „Ich bringe gern ein Lichtbild mit, damit Interessenten sehen können, worum es sich handelt.“

Herr Holm, der gerade damit beschäftigt war, die Zeitung zu lesen, legte diese beiseite und nahm das Bild in die Hand.

„Tjaaa . . . der Schrank sieht, weiß Gott, sehr fein aus — was kostet er denn?“

„Ja, billig ist er gerade nicht. Eigentlich muß ich fünfzehnhundert Kronen dafür verlangen.“

„Fünfzehn . . . sind Sie des Teufels, Mann, keine Rede davon — einfach ausgeschlossen.“

Herr Holm griff wieder nach seiner Zeitung.

Petersen lächelte und schickte sich an, zu gehen.

„Vielleicht hinterlasse ich Ihnen das Bild und meine Adresse, für den Fall, daß Herr Holm später einmal . . .“

*

Eines Morgens stand in Herrn Holms „Morgenblatt“ folgende Anzeige:

„Für Ausländer wird ein antikes Möbelstück zu kaufen gesucht. Hoher Preis kann bezahlt werden. Billett Nr. 333 mit Angeboten an die Expedition der Zeitung.“

Als diese Anzeige das zweite Mal erschien, fiel sie dem Herrn Grossisten auf. Gleichzeitig damit kam ihm eine Idee, und er knipste mit dem Finger, wie er das immer zu tun pflegte, wenn ihm etwas gefiel. So, jetzt kann ich diesen Schrank vielleicht doch sehr gut gebrauchen. Wenn der Kerl nur nicht selbst die Anzeige gelesen hat. Na — das wird sich zeigen, inzwischen kann ich ja hinschreiben. —

Wie gesagt, so getan. Nach einigen Tagen lag die Antwort vor.

„Ihr Angebot angenommen, komme morgen, um mir den Schrank anzusehen. Ich biete 1000 Dollar dafür und hoffe, daß der Handel sofort abgeschlossen werden kann.“

Daraufhin ging Herr Holm zu Herrn Petersen.

„Ich möchte mir den Schrank gern einmal etwas näher ansehen.“

„Na,“ schmunzelte der Antiquitätenhändler, „hat der Herr Grossist sich die Sache überlegt. Ja — ich dachte mir's schon . . .“

„Sagen Sie mal, Sie haben wohl nicht eine Morgenzeitung?“

„Nein, ich halte überhaupt keine Zeitung — aber wenn ich eine holen soll . . .“

„Nein, nein, danke — das hat Zeit, bis ich nach Hause komme, ich wollte nur etwas sehen — also wieviel wollten Sie doch noch für den Schrank haben?“

„Danke — fünfzehnhundert Kronen!“

„Hm, das ist viel Geld — können Sie mir den Schrank noch heute zustellen?“

„Jawohl, aber ich verkaufe ja nur gegen bar, wie Sie sehen, Herr Holm!“ Er zeigte auf ein Plakat, das er aufgehängt hatte für den Fall, daß . . .

„Was? Ja, haben Sie denn kein Zutrauen zu mir?“

Petersen war freundlich, aber unerbittlich: „Die Waren werden bei mir bei Ablieferung bezahlt.“

Das war nun mal sein Prinzip.

Ja, ja, er erhielt einen Scheck über 1500 Kronen, und der Grossist bekam den Schrank. In aller Eile machte er eine kleine Berechnung. Tausend Dollars sind mindestens 3500 Kronen in dänischem Gelde. Davon gehen 1500 Kronen ab; Rest 2000 Kronen reiner Verdienst. Das mußte man immerhin ein ganz gutes Geschäft nennen, ganz unantastbar außerdem.

*

Petersen saß bald darauf mit einem Freund in einem kleinen abseits gelegenen Café. Auch er rechnete.

„Ich gab 200 Kronen für den Schrank, 100 Kronen, um ihn antiquisieren zu lassen und ihm das Ansehen massiver Eiche zu verleihen. Macht 300 Kronen. Bleibt ein Rest von 1200 Kronen. Davon bekommst du 200 Kronen, weil du die Anzeige machtest und sie in die Zeitung setztest. So kann ich doch wenigstens sagen, daß ich nichts damit zu tun gehabt habe . . . für den Fall, daß irgendwelche Schwierigkeiten entstehen sollten, meine ich . . .,“ und er zwinkerte vielsagend mit den Augen. „Prost, alter Junge!“

(Aut. Uebersetzung aus dem Dänischen.)

Hans Pfitzner.

Zum 60. Geburtstag.

Hans Pfitzner feierte in diesen Tagen in aller Stille in seinem schönen, weltabgelegenen Anwesen am Ammersee in Bayern seinen 60. Geburtstag. Abseits von allem Getriebe, in Wirren und Auflösung der Nachfolgezeit Wagners geboren, hat er von jeher mit der Welt in Fehde gelebt. Ein Künstler, der weit über alle Schaffenden der Zeit hinausragt, der der markanteste Verfechter und Vertreter der deutschen Musik ist, mußte er sich um die Jahrhundertwende auf die schmalen, dornigen Pfade begeben, die fast alle unsere Großen gingen. Pfitzner hat stets im Einklang mit seinen Ueberzeugungen gelebt, hat sich von keinen Verlockungen beirren lassen und wirtschaftlich keine Opfer gescheut, um sein Werk durchsetzen zu können.

Man hat ihn oft als den Romantiker der deutschen Musik bezeichnet. Doch kann man dies nicht im Schubertschen Sinne auffassen, sondern eher behaupten, daß er in der Nachfolge Wagners dennoch etwas Neues und Unvergleichliches für die Musik unserer Zeit ist.

Der Meister, der nicht nur den alten deutschen Ton auf wundersame Weise wieder erklingen läßt, findet auch mit starker Innerlichkeit neue Ausdrucksformen für seine Sprache.

Sein bekanntestes Werk, das erst vor wenigen Jahren seine Uraufführung erlebte, ist „Palestrina“, eine musikalische Legende vom „Deutschen Meister“, die gewaltig und monumental alles überragt, was die deutsche Opernbühne seit einem halben Jahrhundert hervorgebracht hat.

Anderer Art ist seine Kantate „Von deutscher Seele“. Pfitzner hat aus den Sprüchen und Gedichten des Romantikers Eichendorff eine Tondichtung geschaffen, die in meisterlicher Ausdrucksform die mystische Naturverehrung des Dichters musikalisch wiedergibt. Selbst einfach scheinende Melodien sprechen wie Offenbarungen einer seltsamen, versonnenen Seele zu uns mit der Eindringlichkeit, die nur der absoluten Kunst eigen ist, die Zeit und Modeeinflüsse überdauert und den Erben zum Nationalgut zu werden vermag.

Seiner Einsamkeit gab er in einem Opernwerk „Der arme Heinrich“ einen Klang, der um die Jahrhundertwende die Welt aufhorchen ließ. Nach vielen Mißerfolgen und grausamen Anfeindungen der verständnislosen Kritiker kam dieses Werk im Stadttheater zu Mainz zur Uraufführung. Es erregte größtes Aufsehen, und Pfitzner übersiedelte nach dem Erfolg nach Berlin. Die Staatsoper beabsichtigte, es anzunehmen, ließ es aber drei Jahre liegen. Es geriet in Gefahr, wieder vergessen zu werden wie sein Schöpfer. Es wurde auch nicht von den damals maßgebenden Dirigenten der ersten Besetzung, Strauß oder Muck, dirigiert, sondern von dem damals jungen Bruno Walter. Der Erfolg blieb aus, da ihn die Berliner Presse trotz der gegenteiligen Meinung des Publikums einmütig ablehnte. Auch im Konzertsaal ging es Pfitzner nicht besser. Es schien, als habe sich alles gegen ihn verschworen.

Bald ging er wieder nach München, wo er die Freude hatte, daß man nach der Aufführung seiner „Rose vom Liebesgarten“ eine Gemeinde um ihn bildete. Doch hier hielt es ihn nicht lange, und er zog ein Jahr später als Direktor des Konservatoriums und Konzertdirigent nach Straßburg, wo für ihn wieder heftige Kämpfe einsetzten, da er als Opernleiter sich hauptsächlich für die Wiedergabe deutscher Kunst einsetzte. Man ernannte ihn zum Professor, verlieh ihm den Ehrendoktor der Universität, aber es schien, als seien diese äußeren Ehren, die für den Meister bedeutungslos waren, nur scheinbare Auszeichnungen, die die mißgünstigen Schachzüge seiner Widersacher ausgleichen sollten.

Als der Krieg ausbrach, verließ er Straßburg, das er nur selten als Gastdirigent aufsuchte, und widmete sich den Konzertaufführungen für Verwundete.

1918 siedelte er sich wieder bei München an, erwarb dort in Unter-Schondorf am Ammersee einen Besitz und wurde bodenständig. Bis auf Konzertreisen verbringt er den größten Teil des Jahres in stillem Schaffen auf eigener Scholle.

Pfitzner ist nie ein Künstler des „Programms“ gewesen, er hat sich trotz aller Entbehrungen, Nackenschläge und Niederlagen immer wieder den Glauben an sich selbst bewahrt. Trotz seiner unwahrscheinlichen Zurückgezogenheit von der Welt, die ihm einen seltsamen Nimbus verleiht, steht er durchaus als Kämpfer inmitten des deutschen Musiktums. Er verficht den Klassizismus unserer größten Meister und verwahrt sich gegen den Fortschritt als einer unkünstlerischen Tendenz. Er besitzt die Demut des

Genies vor den großen Eingebungen, an die er immer glaubte und denen er nie sein Ohr verschloß.

Obwohl Pfitzner sein sechstes Jahrzehnt vollendet hat, so steht er noch inmitten der Entwicklung, hat sein Lebenswerk nicht abgeschlossen, sondern wirkt als stiller Kämpfer für die Kunst, die zeitlos ist und alles überdauert. D. Z.

Schwärme von 2 500 000 Staren.

Ist der Star ein nützlicher oder schädlicher Vogel?

Ein Spaziergang jetzt in die freie Natur zeigt uns, daß unsere Singvögel wieder da sind, sofern sie nicht bei uns überwinterten. Amsel, Drossel, Fink und Star lassen wieder ihren schönen Gesang hören, und dazu Blau-, Kohl- und Schwanzmeise, Zaunkönig, Kiebitz u. a. m.

Da finden wir am Bache den neben Zaunkönig und Goldhähnchen kleinsten europäischen Vogel, den Weidenlaubsänger; oben schmutzig-olivgrün, an der Unterseite gelblichweiß gekennzeichnet, fällt er durch sein „Zilgzalg Zilgzalg Zig" auf. Er verlebte den Winter vorzugsweise in Nordafrika und kam als einer der ersten zu uns zurück. Der Weidenlaubsänger liebt Bäche, an denen viele Weiden stehen.

Noch früher, noch vor Eintritt der Schneeschmelze, erscheint der Star. Auf den höchsten Punkten des Dorfes, auf dem Kirchturm oder auf alten Bäumen, singen die Stare ihr Liedchen mit großer Lust und Fröhlichkeit. Sie lauschen ihre Melodien ab, wo sie nur können, sei es das Knarren einer Türe oder das Geräusch einer Wetterfahne, seien es die Gesangsweisen der gefiederten Nachbarn. — Ist der Star ein schädlicher oder nützlicher Vogel? Der Nutzen überwiegt wohl den Schaden. Zwar frißt er gerne Kirschfleisch — die Steine läßt er getrost liegen — und sehr gern, wie die Schwarzdrossel, Weinbeeren, doch hat man im Kreise Langensalza auf ausgedehnten Kirschplantagen feststellen können, daß die Stare wenig Schaden anrichten, obgleich in den nahen Waldungen jährlich an tausend Starfamilien groß werden. Dafür beteiligt sich der Star am Vertilgungswerk der so schädlichen Kiefernbuschhornblattwespe und des Eichenwicklers. Er ist also ein wackerer Gehilfe des Forstmannes. Freund Star besucht auch gern Weideplätze und Viehtriften, wo er sich furchtlos zwischen den Herdetieren bewegt und ihnen allerlei lästige Gäste abliest. Während des Brutgeschäftes vereinigen sich die jungen Stare zu Schwärmen von 2000 bis 3000 an der Zahl. Nach den Mitteilungen eines fleißigen Beobachters kann man nach dem Heranwachsen der zweiten Brut bis zu 50 000 Stare beisammen sehen, die im Rohrfeld des Nordens oder in den Weinbergen des Südens großen Schaden anrichten können. Auf ihren Zügen gen Süden im Herbst und auch bei ihrer Rückkehr im Frühling überfliegen sie in wolkenbildenden Schwärmen das Mittelmeer. Ein Kenner der afrikanischen Vogelwelt berichtete, daß Starzüge mit donnerähnlichem Geräusch über ihn weggeflogen seien, und schätzte die Anzahl der gemeinsam fliegenden Stare auf 2 500 000.

Wieder ist Freund Star da, und wir, die wir die Heimat und das Leben in ihr lieben, freuen uns, wenn der Star sein Morgenlied im Walde oder am Starkasten ertönen läßt. Man findet ihn in fast allen Teilen Deutschlands, und wenn der Starmatz durch sein lustiges Pfeifen uns seine Anwesenheit verrät, dann bedeutet das eine Freude für jeden Naturfreund.

Kathederblüten.

Gesammelt von **Paul Rosenhayn.**

Hermann Georg August Galleti, geboren zu Altenburg am 19. August 1750, Professor in Gotha, ist der Vater fast aller jener sprachlichen Entgleisungen, die als Kathederblüten die Menschheit erheitern. Er war ein außerordentlich gelehrter und witziger Kopf, und nur weil er schneller dachte, als er sprechen konnte, verhaspelte er sich beständig in der Formulierung des Gedachten — so daß er am Ende des Satzes gewöhnlich nicht mehr wußte, wie er ihn begonnen hatte. Hier einige seiner markantesten Aussprüche:

Im Jahre 1800 bestieg Bonaparte das Konsulat.

*

Maximilian I. hatte die Hoffnung, den Thron auf seinem Haupte zu sehen.

*

Richard III. ließ alle seine Nachfolger hinrichten.

Nach dem Tode Richards III. war wenig mehr für seine Rettung zu erwarten.

*

Tacitus sagte schon: Die alten Deutschen seien so groß gewesen wie unsere Gardedukorps.

*

Erst tötete Julianus sich, dann seinen Vater.

*

Die Perser bekamen bei Marathon einen solchen Schreck, daß sie ausriefen: „Herr Jesus, da kommen die Athener!"

*

Wenn wir annehmen, daß eine Kanonenkugel in wenigen Sekunden eine Viertelstunde fliegt, so kommt sie etwa bis Erfurt.

*

Die venezianischen Gondolieri sind so geschickt, daß sie sich mit einem Ruderschlag über den Markusplatz schwingen, ohne das Gleichgewicht zu verlieren.

*

Nach der Schlacht bei Leipzig sah man Pferde, denen drei, vier und noch mehr Beine abgeschossen waren, herrenlos herumlaufen.

*

Sie kriegten Grumbach her, rissen ihm das Herz aus dem Leibe, schlugen es ihm um die Ohren und ließen ihn laufen.

*

In Portugal fängt das Klima erst im Februar an, im Sommer ist große Hitze, aber im Herbst benebelt sich alles wieder.

*

Alfons war bei seiner Geburt erst zwei Jahre alt.

*

Marat wurde zwar ermordet, aber er starb zuvor an einer Krankheit, die ihm sogar das Leben raubte.

*

Wenn im römischen Altertum zwei Auguren einander auf der Treppe begegneten, so lächelten sie sprichwörtlich.

*

Als die Pest in Florenz wütete, erlagen ihr auch sämtliche Aerzte der Stadt. Erst als der letzte Arzt dahingerafft war, verschwand die Seuche.

*

Das Türkische und das Baskische sind die schwersten Sprachen von ganz Europa. Besonders das Baskische ist so schwierig, daß es nicht einmal von den Türken verstanden wird.

*

Johann Hus erlitt zu Konstanz die Qualen der Verbrennung. Und zwar im Hochsommer 1415, als es ohnehin in Konstanz schon unerträglich heiß war.

*

Wenn die alten Spartaner zum männermordenden Krieg auszogen, so kräuselten und salbten sie sich vorher die Locken. Nicht so wie der Kerl dort, der Schlumski, der unfrisiert zur Klassenstunde kommt!

Aus aller Welt.

Man malt mit Wasserfarben auf Papier, man malt mit Oelfarben auf Leinwand, man malt auf Wände und — auf den menschlichen Körper. Diese Art der Malerei ist allerdings die seltenste, aber eine der ältesten. Auch das Tätowieren hat sich mit der modernen Technik gewandelt. Heute tätowiert man mit elektrischen Maschinen. Wollen Sie mehr darüber wissen, so lesen Sie die neueste Nummer der „Münchner Illustrierten Presse" (Nr. 19). — In dem gleichen Heft findet man Bilder von einem Spaziergang durch die Straßen Londons, ferner hübsche Aufnahme vom Münchner Maibock. Wir nennen noch die Photographien alter Varietésterne, die uns heute sehr komisch vorkommen. Weitere Bild-Artikel behandeln „Die Schönheit ägyptischer Kunst", die Französische Luftflotte, Vierzig Jahre Eiffelturm und die neuesten Zeitereignisse und bemerkenswerte Theateraufführungen.

Fröhliche Ecke.

Die Arbeit. „Grod a Schand is, wos ma heit arbetn muaß!"
„Ja, ja, recht host!"
„Is scho wirkli a Straf' Gottes, die Arbet!"
„Ja, ja! Is scho wohr!"
„Wie scheen waar's, wenn d' Maschineri a bißerl vervullkummnet war, daß ma nur am Knopf drucka brauchat, und dahin ging's den ganzn Tag. Dös waar a Erfindung!"
„Waar scho scheen! — — — Du! — — — aber wer tat denn nacha auf'n Knopf drucka?"

*

„Mein Gott, Kutscher, können Sie denn wirklich nicht schneller fahren?"
„Det könnt ick schon, aba ick kann doch det Pferd nich jut alleene lassen!"

*

Auf Regent Street lustwandelt eine junge Dame, deren herrliches Blond einen Herrn so fasziniert, daß er sie kurz entschlossen anspricht: „Gentlemen prefer blondes."
Die Dame dreht sich um: „But blondes prefer gentlemen."

*

Herr Ober, bei Kalbshaxen steht ja kein Preis angegeben . . ."
„Je nach Größe, mein Herr."
„Fein, dann kann sie ja für mich nicht viel kosten!"